

"Sie kommen!"

Autor(en): **Wirz, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **26 (1961-1962)**

Heft 1

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859561>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sie war eine recht resolute Person. Aber trotz spitzen giftigen Federn und allem Funkenstieben ist die Sache doch gut herausgekommen. Das tröstet, ver-söhnt. Aber jetzt wurde der Vortrag schon verdankt. Man wurde noch zu einem Gang durch das Städtchen eingeladen. Sollte ich mich anschliessen? O, jetzt überlegte ich nicht mehr, mit so gescheiten Leuten durch ein so heimeliges Städtchen zu gehen!

Man machte dem Pfarrhaus seine Reverenz, wo einst jener junge Dichter gelebt hatte, man suchte das Denkmal des zweiten auf, und dann tröpfelte man vor das Rathaus, das mitten im Städtchen steht, schön in Reih und Glied wie ein guter Soldat. Es ist mit alten und neuen Bildern geziert, Bildern, die von Weisheit und Richterklugheit erzählen, und von den andern, auf denen streitbare Krieger marschieren und kämpfen und schöne, stolze Frauen tafeln. Als man in das Haus trat, kam man durch eine Halle in einen hellen Lichthof, dessen eine Wand wiederum mit einem Bild aus der tapfern Geschichte des Städtchens geschmückt war. Zu Füssen des Bildes, dessen Komposition uns der Maler selbst erklärte, plätschert ein Brunnen. Davor aber war ein Tischlein aufgestellt mit Flaschen und zierlichen Gläsern reich besetzt. Die Gesellschaft hatte sich inzwischen gruppiert, in Halle und Hof, auf der Treppe und in den Laubengängen, so selbst ein buntes Bild darstellend. Jetzt trat der Stadtpräsi-dent vor, ein Mann, aus festem Bürgerholz geschnitzt, grüsste und lud dann zu einem Morgentrunke ein. Worauf alsbald muntere Trachtentöchter ausschwärmten und den goldenen Stadtwein anboten. Damit aber die obrigkeitliche Würde, die staatliche Stütze im heitern Reigen nicht fehle, tat auch ein Stadtpolizist oder Weibel in Uniform den Dienst als Mundschenk. Ich konnte der Staatsgewalt nicht widerstehen, und nachher dünkte es mich unrecht, der hübschen Trachtentochter einen Korb zu geben. Als man sich also gestärkt hatte, begann der Stadtpräsident mit seiner eigentlichen Begrüssungsrede. Er wies auf die, wie er sagte, bescheidenen Schätze hin, die das Haus berge, auch auf das Dich-termuseum, darin ein Stübchen den beiden berühmt gewordenen Söhnen des Städtchens gehöre, indes das andere Zimmer die Erinnerungen an einen Flüchtling in sich schliesse, der vor hundert Jahren den freiheitlichen Boden dieses Ortes aufgesucht habe. Er wäre eben zu den Rechten gekommen, denn im Völklein des Städtchens sei frühzeitig schon ein revolutionärer Geist wach gewesen und sei eigentlich nicht mehr eingeschlafen, also dass man Selbständig-keit und Unabhängigkeit noch heute über alles liebe.

Der Redner schlug eben ein neues Kapitelchen auf. Das sang das Loblied vom berühmten Wald der Gemeinde, dem grössten des Kantons. Da kündete die Uhr des nahen Kirchturms die Mittagsstunde an. Hellklingend fielen die Glockenschläge in die Stille des Hofes. Mich schreckten sie. In wenigen Minuten musste mein Zug fahren. So ging ich denn unbemerkt fort. Der Zug führte mich an der Rückseite des Städtchens vorbei. Wiederum sah ich aus dem Häu-serring Kirche und Tor aufragen, dazwischen den Treppengiebel des Rathau-ses. Dort mochte sie noch weiter tagen, die liebenswürdige Gesellschaft in dem liebenswürdigen Städtchen. Wo und wie hätte ich einen angenehmeren Sonn-tagvormittag erleben können?

„Sie kommen!“

Ein heller Sommertag des Jahres 1501 stand über dem Tal und den grünen Bergen ringsum. Seit den frühen Morgenstunden herrschte in dem kleinen Dorf am Fusse des Hauensteins ein reges Treiben. Die Bauern hatten ihr Vieh besorgt, Stall und Scheune in Ordnung gebracht und ab einer nahen Matte noch

rasch das nötige Futter für den Tag eingebracht, dann aber waren sie nicht ausgerückt, obwohl man mitten im Werk stand und das schöne Wetter ausnützen sollte, ehe wieder ein Gewitter dem Berg entlang fuhr und ein paar trübe Regentage hinter sich herschleppte. Da standen einige um ihre Miststöcke und legten Tannäste darauf und steckten andere ringsum, also dass vor den Ställen mächtige grüne Haufen lagen. So hatte es der Untervogt befohlen. Er richte nichts anderes aus, also was der Herr auf dem Schloss gesagt, fügte er bei, als einige der Bauern ungläubig und missmutig den Kopf schüttelten. Der Klausenfritz aber, dessen Hütte ausserhalb des Dorfes bergwärts am Weg lag, trotzte: «Was sollen wir vor den Herren Eidgenossen unsere Miststöcke verstecken und dergleichen tun, unsere Kühe täten uns mit Tannchries segnen und nicht mit Fladen, wo sie doch auch aus dem Bauernland kommen und wissen, dass zu einem rechten Bauernhaus ein ordentlicher Miststock gehört.»

«Ja, aber —».

«Kein aber», lärmte der Unnachgiebige, «meinst, es seien auch Stadtherren dabei? Die sollen ihn erst recht sehen! Das schadet nichts!»

Einige Tauner, die kein eigenes Gütlein hatten, standen mit Haue und Schaufel auf der Strasse, trugen die gröbern Unebenheiten ab und füllten Löcher und Karrengleise aus, und wo sich der Weg mitten im Dorf zum grossen Platz weitete, an dessen Rand die «Sonne», der «Mond» und der «Sternen» ihre Zeichen einladend in dem hellen Licht glänzen liessen, versuchten ihrer zwei mit mächtigen Besenstrichen allen Unrat wegzuwischen. Staunend sah man ihnen zu, denn solches war, wie der alte Durs, der schwer gebückt an seinem Stock vorbeischlurpte, immer von neuem versicherte, seit Menschengedenken nie geschehen.

Der Platz war gesäubert. Da öffnete sich des Mondwirts Stalltüre. Eine Kuh stand darunter. Sie schnupperte und schnaufte, sah erst nach links, dann nach rechts und trottete hierauf geradewegs über den Platz dem Brunnen zu, der vor der «Sonne» plätscherte. Dort fuhr sie erst mit dem Maul über das Wasser, streckte dann den Hals und trank in langen Zügen. Als das geschehen war, wendete sie sich und ging wieder ihrem Stalle zu. Unterwegs geschah es. Als die beiden Besenmänner mit viel Fluchen das Tier zu einem raschern Gang antrieben und sich bemühten, auch diesen Schaden zu beseitigen, meinte der eine, indem er gegen den «Mond» zeigte: «Das hat er mit Absicht getan, weil die Herren vom Sonnenwirt geletzt werden.»

Dieweil die Männer also mit der Reinigung des Dorfes beschäftigt waren, standen die Weiber und Mädchen unter den niedern Fenstern und rieben mit viel Geduld die kleinen Scheiben blank. Wo aber eine zerbrochen war, stellten sie einen besonders grossen Nelkenstock davor, dass er den Schaden zudecke. Es glutete allerorten vor den Hütten, so dass der Schneiderjakob, der mit fremden Fuhren zuweilen in die Stadt kam und seine Nase wohl auch schon in die grosse Kirche gesteckt hatte, bewundernd nickte: «Das leuchtet schier wie die farbigen Heiligen in den Münsterscheiben, und dabei habe ich noch nie gehört, dass allhier zu Buckten ein Heiliger gewachsen ist.»

Die Buben endlich waren am frühen Morgen mit viel Lärmen und Juheien in den Wald gebrochen, Buchenzweige zu holen, um mit ihrem frischen Grün den hohen Gästen den Willkommgruss zuzuwinke. Jetzt lagen sie auf einer nahen Fluh, wo sie ein gut Stück des Weges überblicken konnten, auf der Lauer.

So trug jedermann auf seine Art dazu bei, dass die eidgenössischen Gesandten auf baslerischem Boden aufs angenehmste empfangen würden. Keiner ra-

stete, am wenigsten Hans Werni, der Wirt zur «Sonne», obwohl er sonst gerne der Ruhe pflegte und die Geschäfte dem Gesinde, vornehmlich aber seinem anstelligem Töchterlein, dem schwarzlockigen Ursel, überliess, das durch sein flinkes Zugreifen den Vater zuweilen vergessen liess, dass schon seit Jahren die ordnende Hand der Mutter fehlte. Heute stand der Sonnenwirt wie ein Junger auf seinem Posten. Er war ungeachtet seiner Leibesfülle in den Keller gestiegen und hatte einen Becher Elsässerwein heraufgeholt. Er trat ans Fenster und liess die Sonne hineinscheinen. «Wie lötig Gold.» Er hob den Becher unter die Nase, sog langsam und tief den Duft ein, trank einen Schluck und liess ihn geniesserisch über die Zunge fliessen. Dann setzte er den Becher ab: «Er wird den Herren schmecken. Sie können ihnen in Basel keinen bessern vorsezen.»

«Ja, Vater.»

«Was schwatzt du, Maitli?»

«Ihr habt das schon vor einer Stunde gesagt, Vater, als Ihr einen Becher versuchtet.»

«Hab ich? Ich denk, der Wein ist meine Sache. Sorg du für deine!»

«Ja, Vater.»

«Hast du den Kelch gespült, so der Vogt gebracht hat?»

«Gerieben und gespült», antwortete das Mädchen, und ein Lächeln huschte über sein frisches Gesicht, «so sehr, dass ich Angst bekommen habe, ich riebe das Silber weg und das Zinn käme zum Vorschein.»

«Schwatz keinen Unsinn», polterte der Alte und griff nach dem Prunkstück, das auf dem Tische stand. «Du wirst ihn den Herrschaften darbieten.»

«Ich, Vater?!« Die helle Stimme klang.

«Wer denn sonst? Meinst du, die Magd? Oder soll ich es tun?»

«Ja, Vater, das hab ich noch nie getan.»

«So tust du es jetzt. Pass auf!» Er hielt den Kelch mit feierlichem Ernst in der Hand, sank dann leicht in die Knie, reckte sich und streckte die hochehobene Rechte in die Luft.

«Was ist das, Vater?» Die Stimme glöckelte.

«So schau doch zu!» Und wiederum begann der Sonnenwirt die feierliche Handlung.

«Nicht zu tief, Vater, nicht zu tief! Ihr könntet sonst leicht nicht mehr in die Höhe kommen, wenn es in Euern Knien garrt», lachte das Mädchen überlaut, als der behäbige Mann von neuem in die Tiefe sank.

«Du Donnershexe», schimpfte der Wirt und stellte das Gefäss keuchend wieder auf den Tisch. «So machst du vor jedem der Herren deine Verbeugung und bietest ihm den Becher dar, aber ordentlich der Reihe nach, wie sie der Vogt begrüsst. Und lass deine Augen nicht umgehen, so du unter den Boten ein junges Blut entdeckst.»

«Vater!»

«Ich will es nur gesagt haben! Die Eidgenossen sollen merken, dass man in der «Sonne» zu Buckten weiss, wie man hohe Herrschaften empfängt.»

Die Türe wurde aufgestossen. Pustend und schwitzend trat der Vogt über die Schwelle: «Die verfluchten Kerle! Jetzt haben sie es noch nicht geschafft!»

Fragend blickte ihn der Wirt an: «Was sorget Ihr, Herr?»

«Wo der Bach letzte Woche den Weg weggerissen, sollten sie mit Pickel und Schaufel dahinter. Und sind nicht fertig!» Er wettete: «So die hohen Herren ein einzig Wörtlein über den schlechten Pass verlauten lassen oder so Ihnen

gar ein Ross stürzet, werd ich es ihnen eintränken! Jawohl, das werd ich! Die Spitzbuben!»

«Will der Herr nicht einen kleinen Trunk tun?» fragte besänftigend der Wirt.

Der Vogt nickte, und schon hatte Ursel den Staatsbecher ergriffen und eilte die Kellertreppe hinunter.

«Aus dem hintern Fässlein, Ursi, aus dem hintern Fässlein!» rief der Wirt in die Dunkelheit.

«Ja, Vater», klingelte es aus der Tiefe zurück.

Das Mädchen stand vor dem Vogt, knixte und bot ihm den Kelch.

Er tat einen raschen Trunk: «Bist ein liebes Maitli, Ursel.»

Jetzt drang ein frohes Lärmen durch das offene Fenster: «Sie kommen! Sie kommen!» Erschrocken stellte der Vogt den Becher weg, wischte sich den Schweiß von der Stirne, rückte sein Wams zurecht und eilte zur Türe. Dort blieb er einen Augenblick stehen und stieg dann mit Würde ins Freie.

Der Wirt griff aufgeregt nach dem Becher, leerte ihn vollends und herrschte das Mädchen an: «Blank reiben!» Jetzt tat er einen Blick durch das Fenster. Nein, die Eidgenossen waren noch nicht auf dem Platz erschienen. So nahm er zwei Kannen und stieg, obwohl seine Tochter ihn davon abhalten wollte, in den Keller. Keuchend schleppte er nach einer Weile die Last herauf: «Das nennt man Glück haben!» Er sank auf die Bank: «Das nennt man Glück haben! Bereit sein ist alles in der Wirtschaft, Maitli. Und wir sind bereit, wir in der «Sonne»! Du stellst dich hier hinter das Läuferli und hörst zu, wen der Vogt begrüsst, damit du Bescheid weisst. Aber nicht vorwitzig, dass man dich sieht!» Er war aufgestanden und trat nun unter die Türe, ihren Rahmen mit seiner behäbigen Leiblichkeit füllend.

Auf dem Platz harrte der Vogt, zu seiner Seite der Untervogt und der Zoller. Hinter ihnen standen die Männer des Dorfes, indes die Frauen vor den Türen den nahenden Aufzug erwarteten. Der rasche Schlag von Pferdehufen ertönte, umbraust vom Jubel der Knaben. Ein kleiner Reitertrupp trabte auf den Platz. In festlichbunter Kleidung sassen die stolzen Herren auf ihren Rossen. Der Vogt trat einen Schritt vor. Da verstummte der Jubel, und erwartungsvolle, feierliche Stille herrschte in der Runde. «Hochedle, ehrenfeste, vürnehme Herren! Im Namen des Rates unserer Stadt Basel, dazu ihrer ganzen Burgerschaft und denen Untertanen entbiete ich euch, hohe Herren, den allerherzlichsten Willkommgruss. Ich begrüsse den hochedlen Herren Bürgermeister eines löblichen Standes Zürich, den ehrenfesten Herren Heinrich Röist!» Die Buben jubelten und schwenkten ihre Buchenäste, die Alten nickten beifällig. Der Vogt fuhr fort: «Ich bringe meinen Gruss dem hochvürnehmen Herren Schultheissen — —» Hinter dem Läuferli stand Ursel und lauschte. Kein Wort, kein Name entging ihm. Der Vater sollte zufrieden sein. Der Vogt versicherte, nachdem er alle begrüsst, die Gesandten nochmals seiner und des Rates Freude ob ihrem Kommen und bat hierauf, die Herren möchten, ehe sie weiterritten, einen bescheidenen Trunk nicht verschmähen.

Der Wirt stieg mit den Kannen auf den Platz. Ursel folgte ihm mit dem Becher, und als ihn der Vater gefüllt, trat es auf den Zürcher Standesherrn zu, verneigte sich aufs anmutigste und bot dem hohen Gast die Labe, der sich seinerseits vom Ross neigte und den Becher empfing und einen kräftigen Schluck tat: «Dankeschön, Maitli!» Und zu seinem Nachbarn, dem Luzerner Schultheissen gewendet sagte er: «Wenn ich wüsste, dass uns morgen zu Basel ein also holdes Jüngferchen den Becher bietet, ich ritte mit zwiefacher Freude dem Rheine zu.»

So reichte das Mädchen jedem der eidgenössischen Boten den Willkommtrunk und empfing von jedem den Dank und ein herzliches Wort, also dass es, da es vor den Letzten trat, sich in lieblicher Aufregung befand. Es war der Sohn des Landammanns von Schwyz, der seinen Vater auf der Fahrt zum Bundesschwur begleitete. Der Wirt hatte den Becher noch einmal gefüllt. Der Junge nahm ihn entgegen: «Auf dein Wohl, schöne Baslerin!» Er trank den Becher leer, beugte sich tief vom Ross und gab ihn zurück: «Bist ein Liebes!» Eine jähe Glut bedeckte Ursels Gesicht. Es hielt den Becher in der Hand und blieb auf dem Platze stehen.

«Ursi!»

Des Wirtes eindringliche Stimme herrschte. Da trat das Mädchen zurück.

Jetzt schickte sich der Zürcher Bürgermeister an, im Namen der Gesandtschaft für den freundlichen Empfang zu danken. Vor zwei Jahren schon, als sie über den Berg geritten, um wider den Kaiser zu ziehen, hätte ihnen ein guteidgenössisches Windlein entgegengeweht, und jetzt schein es ein starker Luft geworden zu sein. Das freue ihn. Sie nähmen den frohen Willkomm als gutes Zeichen für den Tag zu Basel.

Der Vogt hatte dem Knecht gewunken, dass er ihm sein Ross zuführe, denn der Rat hatte geboten, dass Vögte und Amtsleute den eidgenössischen Boten das Geleite geben sollten. Als er in den Sattel steigen wollte, drängte sich der Zoller herzu und bedeutete ihm flüsternd, er müsste, ehe die hohen Herren davonritten, den Zoll einziehen. So sollte er sich beeilen, knurrte der Vogt. Da nun der Zoller mit untertäniger Miene von Herrn Röist sein Begehren vorbrachte, herrschte ihn dieser erstaunt und erbost zugleich an: «Die Herren zu Basel scheinen eigene Leute zu sein! — Aber tu deines Amtes!» Er langte nach dem Gürtel. Dem Vogt war es peinlich, und er entschuldigte sich, er weder der Zoller hätten gegenteiligen Bericht aus der Stadt erhalten. Aber er werde die Sache ungesäumt dem Rat melden, und wenn dieser anders entscheide, so würden sie ihr Geld wieder zurückerhalten. Der Zürcher wehrte lachend ab: «Lasst das, die Pfennige sollen uns den Tag nicht verderben!» Er sah, dass der Zoller eben zu dem letzten der Gesellschaft trat, zu dem jungen Schwyzer, da trieb er sein Ross an. Der Schwyzer aber wies den heischenden Knecht ab: «An einem solchen Freudentag zahl ich nur einem besondern Zoller», und lenkte sein Tier an Ursels Seite, beugte sich tief aus dem Sattel und hielt des Mädchens Kopf zwischen den Händen: «Hier zahl ich!» Er küsste die Ueberraschte und jagte dem Zuge nach.

*

Als nach einigen Tagen der Reitertrupp wieder vor der «Sonne» hielt, bedeutete der Vogt dem fragenden Zoller unwirsch, die Sache sei in Ordnung, er solle verschwinden, man hätte eben in Basel ob all der Freude nicht daran gedacht. Das sah und hörte der Schwyzer, und da nun eben der Wirt mit seiner Tochter aus dem Hause trat, ohne dass der Vogt ihn geheissen, denn er rechnete, die gute Spende möchte seinem Namen auch jenseits des Berges und in eidgenössischen Landen einen guten Klang geben, rief der Landammannssohn fröhlich: «Die Herren haben ihren Zoll auf den Pfennig zurückerhalten, das stimmt; aber ich bin leer ausgegangen, jawohl, leer! Ich verlange meinen Zoll zurück, Maitli!» Und seine Jungherrenaugen lachten Ursel, das sich eben anschickte, ihm den Becher zu bieten, fordernd an. Da liess das Mädchen die Hand sinken und zahlte dem Reiter den Zoll zurück, wie er es wünschte. Dem Wirt aber schien, das Zahlen währe zu lange und er rief warnend: «Ursi!»

«Scheltet sie nicht», mischte sich der Zürcher Bürgermeister ein, «die haben den Basler Bund auf ihre Weise besiegelt, Es möchte mancher Alte den Druck solchen Siegels nicht ungern erleiden.»

Lieschtler Lied

Es lyt es Stedtli höch am Fluss,
 Lyt zwüsche grüne Bärge.
 Der Wald luegt dry,
 E Flue derzue,
 Sie luegen uff Lieschtel abe.
 Und Lieschtler sy mer uss guetem Holz.
 Uff das sy mer stolz,
 Jäso!

Um d Chille goht e Hüserring,
 Lauft zweu-drümol drummumme.
 Es Stückli Mur
 Uss alter Zyt,
 Es Törli, das haltet s zsäme.
 Und Lieschtler sy mer . . .

Und zmitts in eusem Stedtli stoht
 Wie s Härz vom Lyb halt s Rothus,
 Mit Boge, Bild,
 Und zinerscht in,
 Do findisch d Burgunderschale.
 Und Lieschtler sy mer . . .

Und hange d Rottefahne duss,
 Das isch der höchsti Fyrtig,
 Wenn s chracht und chlöpft
 Und d Trummle ruesst,
 Appäll! Es isch Banntag hütte!
 Und Lieschtler sy mer . . .

(Aus: «Es Lieschtler Spil)

Das Examen

Der alte Schulmeister erschrak ordentlich, denn jetzt stand er vor einem bärtigen Mann, der trug einen wallenden Mantel, der ihm bis auf die Füße fiel. In der Hand aber hielt er einen goldenen Schlüssel. Der ehrwürdige Greis musste Sankt Petrus sein. Also war er wirklich gestorben, und er hatte nicht nur geträumt.

Der himmlische Pförtner zog den Schulmeister in sein Stübchen. «Ja, da seid Ihr nun, wie es unser Herr beschlossen hat. Da könnt Ihr nichts dawider tun, da muss auch ein Schulmeister gehorchen» — ein Lächeln lag auf seinem runzeligen Gesicht —, «wenn sie sonst schon das Gehorchen nur von den andern verlangen.»